

Eine Stadt verändert ihr GESICHT

Versuch zu begreifen

Terrorismus, Islamismus, Wien, Antisemitismus, Ausnahmezustand, Ausgehviertel



Fernsehteam in der Seitenstettengasse vor dem Stadttempel, der Hauptsynagoge von Wien. Am Boden sieht man Markierungen der Spurensicherung.

Foto – Peter Payer

Es ist Dezember 2020: Mehrmals bin ich mittlerweile am Schwedenplatz und in den angrenzenden Gassen gewesen, habe ich vom Donaukanal hinüber zur Ruprechtskirche geblickt und zu begreifen versucht, was hier wirklich passiert ist, Anfang des Vormonats, als ein Attentat die Stadt in ihren Grundfesten erschütterte. Mit einer Rasanz ohnegleichen drangen die Schockwellen bis in die letzten Winkel Wiens vor. Und wenn sie auch mittlerweile abgeebbt sind, ist es in Wirklichkeit noch immer schwer fassbar. Zu schnell ging der gewalttätige Exzess an diesem nicht nur für mich zutiefst vertrauten Platz der Stadt.

Blenden wir zurück: Am Abend des 2. November, um 20 Uhr, begann ein schwer bewaffneter islamistischer Attentäter im jüdischen Viertel der Innenstadt wahllos auf Passant*innen und Lokalgäste zu schießen. Vier Tote, 23 zum Teil schwer Verletzte wird man später zählen. Ausnahmezustand. Tausend Polizist*innen im Einsatz, Sonderkommandos, Bundesheer, Rettung. Helikopter kreisten über der Innenstadt. Am Tatort umgestürzte Sessel und Tische. Zerborstene Glasscheiben. Menschen liefen um ihr Leben. Sondersendungen in allen TV-Medien. Videos auf den Social-Media-Kanälen zeigten den Täter, wie er im Laufschrift durch die Straßen eilt. Um 20.09 Uhr wurde er am Vorplatz unter der Ruprechtskirche erschossen. Lange blieb unklar, ob es weitere Täter gibt. Viele Menschen verharnten Stunden in den nahegelegenen Häusern. Die Polizei twitterte: »Bitte meiden Sie alle öffentlichen Plätze im Stadtgebiet«. Die Innenstadt wurde zur roten Sperrzone erklärt.

Binnen Sekunden änderte der öffentliche Raum seine Bestimmung. Der 20-jährige Attentäter, er sollte sich als Einzeltäter herausstellen, hatte ihn zum Kriegsgebiet erklärt. Insgesamt 150 Schüsse gab er ab, zuletzt im Feuergefecht mit der Polizei. Gewalt drang dort ein, wo vor kurzem noch Unterhaltung und zwangloses Feiern im Mittelpunkt standen. Eines der bekanntesten Ausgehviertel Wiens, das Bermudadreieck, war zum Zentrum des Geschehens geworden.

Schock und Entsetzen in der Öffentlichkeit. Bundeskanzler Sebastian Kurz sprach von einem »Kampf zwischen Zivilisation und Barbarei«. Unglauben, dass so etwas in Wien passiert. »Ausgerechnet in Wien«, wird auch die deutsche Wochenzeitung *Die Zeit* einige Tage später schreiben. Eine der sichersten Städte der Welt war verwundbar geworden. Das Selbstverständnis der Stadt geriet ins Wanken. »Das gemütliche Wien«, so die *Neue Zürcher Zeitung* leicht ironisch, »der Ruheraum für Geheimdienstler, Oligarchen-Gattinnen und die Weltgeschichte, ist nun Kampfzone.«

Rund 20.000 (!) Handyfotos und -videos aus der Tatnacht wurden der Polizei zur Verfügung gestellt. Die private Blick auf den öffentlichen Raum ermöglichte völlige neue Perspektiven der Kontrolle – und der Aufklärung. Die Auswertung des Materials sollte dauern.

Der Tag danach brachte Ordnung zurück. Leere Plätze, Absperrbänder, Polizist*innen mit kugelsicheren Westen und Maschinenpistolen. Die Stadt war noch immer im Belagerungszustand. Nur wenige Menschen waren auf der Straße. Das öffentliche Leben war zum Erliegen gekommen. Die Polizei bat darum, zu Hause zu bleiben. Schulen blieben geschlossen. Angst und Anspannung lagen nach wie vor in der Luft. Und Stille. Eine Stille, die so ganz anders war, schwerer und betroffen machender als jene, die man sonst kennt.

In den Medien begann die Rekonstruktion und Aufarbeitung der Nacht. Die internationale Schlagzeile lautete längst »Terror in Wien«. Die Spitze der österreichischen Bundesregierung begab sich an einen der zentralen Schauplätze und legte am Desider-Friedmann-Platz Kränze nieder. Kerzen wurden angezündet, Blumen abgelegt, schweigendes Innehalten. Kamerateams aus aller Welt dokumentierten die erste offizielle Gedenkveranstaltung, nur wenige Stunden nach der Tat. Die Bevölkerung blieb nach wie vor ausgeschlossen. Der öffentliche



Schwer bewaffnete Einsatzkräfte am Tag nach dem Terroranschlag; Foto – Peter Payer

Raum wurde erneut umcodiert, diesmal zu einem Raum der Politik und der Medien.

Mit der Geschichte Vertraute stellen fest, dass dieser Platz an der Rückseite der Synagoge schon seit längerem Gedenkort ist, denn hier gab es bereits einmal, im Jahr 1981, ein Attentat, wie eine Tafel an einem der Häuser gemahnt: »Am 29. August 1981 starben an dieser Stelle die IKG-Mitglieder Nathan Fried s.A. und Sarah Kohut s.A. durch Kugeln palästinensischer Terroristen.«

Eine dreitägige Staatstrauer wurde angeordnet. Zu Mittag läuteten in ganz Wien die Kirchenglocken, auch die mächtige Pummerin erklang. Langsam trat wieder Ruhe ein. Die Spannung löste sich. Zaghaft kehrte das Sicherheitsgefühl zurück.

Die sukzessive Aufklärung des Tathergangs half dabei. Und allmählich wurde auch der Zusammenhang mit dem im Zuge der Corona-Krise angekündigten zweiten Lockdown offensichtlich. Denn dieser schien den Täter aus seinem Versteck getrieben zu haben. Für viele war es ein letzter Ausgehabend vor der kommenden nächtlichen Ausgangssperre. Die Stimmung war ausgelassener und unbedachter als sonst. Der Terror ereilte die Stadt in einem Moment der Schwäche.

Die Schriftstellerin Marlene Streeruwitz drückte aus, was viele dachten: »Wir hätten alle da in der Innenstadt herumgehen können. Es war der linde Abend dafür, in der Innenstadt zu flanieren. Noch schnell urbanes Leben hamstern, bevor die Covid-19-Angst die Hauptrolle bekommen sollte. Wir hätten alle da sein können, und der Attentäter wusste das. Wir sind in unserem städtischen Alltag getroffen. In unseren Gewohnheiten. Unser Verschwinden in den Lockdown. Gleich danach. Gleich danach in die Wohnungen gezwungen. Separiert und fein aufgeteilt.«

Was blieb, war eine tiefe Wunde im Herzen der Donaumetropole. Als ich mich tags darauf zu den nunmehr wieder frei zugänglichen Tatorten begab, traf ich bei jedem Schritt auf die Eruption der Gewalt. Farbige Markierungen der Spurensicherung allüberall. Einschusslöcher in Mauern und Glasscheiben,

in andächtiger Stille registrierte ich die sich noch am Boden abzeichnenden Blutflecken und die knirschenden Glassplitter unter den Schuhsohlen. Es herrschte betretene Stimmung. Beim Kauf von Rosen im Blumenkiosk am Schwedenplatz nickte die Verkäuferin verständnisvoll. Längst wußte sie, wofür sie verwendet werden.

Die verwinkelten Gassen und Plätze hatten ihre ehemals so dominante Atmosphäre des Vergnügens völlig verloren. Zahlreiche Orte des Gedenkens waren entstanden, vornehmlich dort, wo die vier Menschen ermordet wurden, aber nicht nur. Straßen der Trauer, gesäumt von Blumen und Kerzen. Vor allem die Seitenstettengasse mutete ob ihres leichten Anstiegs wie ein Kreuzweg an.

Als besondere Gedenkstätte erwies sich das bekannte Lokal *Salzamt* unmittelbar bei der Ruprechtskirche, in dem eines der Opfer als Kellnerin arbeitete. An den Stufen des Eingangs bildete sich rasch eine immer größer werdende Ansammlung von Trauerrequisiten. Rosen wurden in die Einschusslöcher gesteckt. Im Unterschied zu den Lokalen nebenan hatte man hier aber noch nicht alle Stühle und Tische, an denen die Gäste in der Schreckensnacht saßen, weggeräumt, einige blieben – wohlinszeniert? – stehen. Scheinbar so wie sie in Panik verlassen wurden. Auf einem Tisch standen noch halbvolle Biergläser, ein Sektkühler mit umgedrehter Flasche, zerbrochene Trinkgläser, auf einem anderen ein paar Gläser Rotwein und eine volle Tasse Gulaschsuppe.

Für die Medien willkommenes Bildmaterial. Niemand konnte – oder wollte – diesen Sehenswürdigkeiten widerstehen, ihre Suggestivkraft war zu groß. Ausnahmslos alle in- und ausländischen Kameras richteten sich darauf, Moderator*innen erwähnten die Unmittelbarkeit des Ortes, der so recht die Todesangst der Menschen veranschaulichte. Das Medienspektakel der Tatnacht fand so – zumindest für einige Stunden, abends wurden die Tische dann weggeräumt – seine Fortsetzung.

Die einzelnen Trauerorte wuchsen rasch. Immer mehr Blumen und vor allem Kerzen bedeckten den Boden, nahmen den Raum buchstäblich in Besitz. Vor allem nachts, wenn die Lichter in der Dunkelheit flackerten, ein beeindruckendes Symbol kollektiver Anteilnahme. Auf einem der vielen Schilder war zu lesen: »Die Stadt gehört den Wienern!« Auf einem anderen: »Schleich Di!! Oaschloch«.

Letzteres bezog sich auf einen Ruf, der in der Tatnacht aus einem Fenster Richtung Attentäter geschrien wurde und sogleich zur offiziellen Message der Wiener Horrornacht avancierte. Als emotionaler Spontanausruf im Dialekt wurde er als zutiefst Wienerisch empfunden, als typisch für die Mentalität der Stadt. Mögliche Zweifel ob des exakten Wortlauts spielten keine Rolle, eine willkommene *Urban Legend* war geboren, wurde von den Medien gerne aufgenommen und weiterverbreitet. Eine scheinbar zu charmante Art, Aggression und Grauen auszudrücken, um ihr widerstehen zu können. Der Spruch machte als Hashtag im Netz die Runde, kommt – mit dem Stephansdom als Hintergrund – sogar auf das Titelbild der deutschen Tageszeitung *taz*. Linguistische Expert*innen analysierten im Eiltempo seine tiefere Bedeutung. Wie Karl Fluch im *Standard*, der darin eine »stolze Trotzreak-



»Schleich di, du Oaschloch!« lautete der kolportierte Spontanausruf eines Anrainers, der zum kollektiven Gefühl einer Stadt umgedeutet wurde; Foto – Peter Payer

tion« und ein »Symbol für den Zusammenhalt einer Stadt gegen den Terror« sah, und den Vergleich mit Paris zog: »Die Franzosen kreierte 2015 nach dem Anschlag auf das Satiremagazin *Charlie Hebdo* die um die Welt gehende Solidaritätskundgebung #JeSuisCharlie, Wien gelang mit #SchleichDiDuOaschloch nun ein ähnliches Stück. Denn diese subjektive Äußerung wurde zum kollektiven Gefühl einer Stadt umgedeutet. Es ist eine Eruption tiefer Ablehnung, in der eine Spur der sprichwörtlichen Wiener Gemütlichkeit enthalten ist. Es ist kein express gebelltes »Fahr zur Hölle!«, nein »schleich di« klingt eher als Aufforderung zur Lösung eines Tickets für den Bummelzug ins Nirgendwo: Geh' in Oasch, aber geh'.«

Die Medien veröffentlichten in den folgenden Tagen die Biografie des Täters und zeichnen seine zunehmende Radikalisierung nach. Minutiös wurde der Weg, den er in der Tatnacht genommen hat, rekonstruiert.

Vor der Ruprechtskirche fand eine interkonfessionelle Mahnwache statt, und auch am Morzinplatz versammelten sich Vertreter*innen der Religionsgemeinschaften und tausende Menschen zu einem beeindruckenden Lichtermeer für die Opfer.

Auch in den folgenden Wochen blieb die Trauer am ehemaligen Tatort bestehen. Die Gassen waren nach wie vor übersät von Kerzen und Andachtsbildern. Die verwelkten Rosen in den Einschusslöchern versuchten weiterhin die Spuren der Gewalt in Zeichen des Friedens zu verwandeln.

Vor kurzem tauchten Pläne für eine Gedenkstätte in Form eines Granitsteines am Desider-Friedmann-Platz auf, und eines scheint klar: Das für seine Partynächte bekannte Viertel hat seine Leichtigkeit verloren. Ob die Feierlaune jemals in ähnlichem Ausmaß zurückkommen wird, bleibt abzuwarten.

Peter Payer ist Historiker und Stadtforscher sowie Kurator im Technischen Museum Wien. Sein gemeinsam mit Christopher Mavrič (Fotos) verfasstes Buch *Stille Stadt. Wien und die Corona-Krise* erscheint im März 2021 im Falter-Verlag.